

Amélie Nothomb
Der japanische Verlobte

Roman
Aus dem Französischen
von Brigitte Große

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2007
bei Albin Michel, Paris,
unter dem Titel ›Ni d'Ève ni d'Adam‹
Copyright © 2007 by Éditions Albin Michel
Umschlagfoto: Copyright © Jean-Baptiste Mondino

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2010
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/10/44/1
ISBN 978 3 257 06746 0

Ich merkte, dass Rinri eine Einladung zu mir erwartete. Das wäre das Mindestmaß an Höflichkeit gewesen, nachdem er mich so oft zu sich eingeladen hatte.

Aber ich weigerte mich beharrlich. Jemanden in meine Wohnung zu lassen war jedes Mal eine schreckliche Prüfung. Aus Gründen, deren Erläuterung mich überfordert, ist mein Zuhause per definitionem kein vorzeigbarer Ort.

Seit ich meine Unabhängigkeit erlangt hatte, glich eine von mir bewohnte Wohnung von Anfang an einer Rumpelkammer, besetzt von politischen Flüchtlingen, die bereit sind, beim geringsten Anzeichen einer Razzia sofort zu verschwinden.

Anfang März bekam ich einen Anruf von Christine. Sie wollte für einen Monat nach Belgien, um ihre Mutter zu besuchen, und bat mich um den Gefallen, während der Zeit ihre Wohnung zu hüten und die Grünpflanzen zu gießen. Ich sagte zu und ging zu ihr. Dort traute ich kaum meinen Augen: Christines Wohnung war ein grandioses avantgardistisches Apartment in einem Gebäude der Zukunft mit Blick auf andere futuristische Bauten. Mit offenem Mund lauschte ich Christines Betriebsanleitung für dieses durchgehend computerisierte Wunder. Die Grünpflanzen wirkten wie prähistorische Überbleibsel, deren Ziel und Zweck es war, mir den Vorwand zu liefern, diesen Palast einen Monat lang zu bewohnen.

Ungeduldig erwartete ich Christines Abreise und bezog

dann diese interplanetarische Basisstation. Kein Zweifel, hier war man nicht bei mir zu Hause. In jedem Zimmer konnte man mit einer Fernbedienung alles programmieren, die Musik, aber auch die Temperatur und was im Nebenzimmer zu geschehen hatte. Auf dem Bett liegend, konnte ich Essen in der Mikrowelle kochen, die Waschmaschine anstellen und die Rollläden im Wohnzimmer herunterlassen.

Außerdem befand sich das Gebäude nur einen Steinwurf weit entfernt von der Kaserne von Ichigaya, wo Mishima seinen rituellen Selbstmord begangen hatte. Ich hatte das Gefühl, an einem Ort von phänomenaler Bedeutung zu leben. Ständig lief ich durch die Wohnung, hörte Bach und sinnierte dabei über die geheimnisvolle Verbindung, die das Cembalo mit diesem phantastischen Stadtpanorama unter einem viel zu blauen Himmel einging.

In der Küche warf der Toaster intelligenterweise das Brot aus, wenn er merkte, dass es fertig war. Dann hörte man einen Klingelton, der mich bezauberte. Ich programmierte ganze Konzerte aus den Signalen dieses elektronischen Haushalts.

Die Telefonnummer hatte ich nur einem einzigen Menschen gegeben, der mich auch bald anrief.

»Wie ist die Wohnung?«, fragte Rinri.

»Ihnen wird sie vielleicht normal vorkommen. Ich finde sie unfassbar. Sie kommen Montag zum Unterricht hierher, dann werden Sie ja sehen.«

»Montag? Es ist Freitag. Bis Montag ist es noch lange hin. Kann ich heute Abend kommen?«

»Zum Essen? Ich kann nicht kochen.«

»Ich kümmere mich um alles.«

Mir fiel kein Grund zur Ablehnung ein, vielmehr freute ich mich. Es war das erste Mal, dass mein Schüler die Initiative ergriff. Zweifellos lag das auch an Christines Wohnung. Neutrales Terrain verändert die Verhältnisse.

Um neunzehn Uhr sah ich Rinris Gesicht auf dem Bildschirm der Gegensprechanlage auftauchen und öffnete ihm. Er kam mit einem nagelneuen Koffer.

»Verreisen Sie?«

»Nein, ich komme kochen.«

Ich zeigte ihm die Wohnung, die ihn weniger verblüffte als mich.

»Gut«, sagte er. »Mögen Sie Schweizer Fondue?«

»Ja. Warum?«

»Umso besser. Ich habe die Ausrüstung mitgebracht.«

Nach und nach sollte ich den Kult kennenlernen, den die Japaner der entsprechenden Ausrüstung für die unterschiedlichsten Bereiche des Lebens weihen: Es gab eine Ausrüstung für die Berge, eine für das Meer, eine zum Golfspielen und heute Abend eben die Ausrüstung für das Schweizer Fondue. Bei Rinri zu Hause gab es einen ordentlich sortierten Raum, in dem die Koffer für diverse Handlungen stets bereitstanden.

Als er diesen speziellen Koffer aufklappte, kamen, perfekt eingepasst, ein Rechaud mit intergalaktischem Brenner, ein antihafbeschichtetes Caquelon, ein Säckchen mit Schaumstoffkäse, eine Flasche mit Frostschutzweißwein sowie Würfel aus unvergänglichem Brot unter meinen faszinierten Blicken zum Vorschein. All diese bemerkenswerten Dinge legte Rinri auf den Plexiglastisch.

»Soll ich anfangen?«, fragte er.

»Ja, bitte, das möchte ich sehen.«

Er tat Schaumstoff und Frostschutzmittel in das Caquelon, entzündete den Rechaud, der erstaunlicherweise nicht in den Himmel abhob, und während diese Substanzen gemeinsam die unterschiedlichsten chemischen Reaktionen zeitigten, entnahm er dem Koffer Teller, die tirolerisch aussehen sollten, lange Gabeln und langstielige Gläser »für den restlichen Wein«.

Ich lief zum Kühlschrank und holte Cola, versicherte ihm, dass das sehr gut zu Schweizer Fondue passe, und füllte mein Weinglas damit.

»Fertig«, verkündete er.

Mutig setzten wir uns einander gegenüber, und ich wagte mich an ein Stück unvergänglichen Brotes, das ich auf meine Gabel spießte und in die Mischung tunkte. Als ich es wieder herauszog, war ich begeistert von der immensen Anzahl Fäden, die sich umgehend bildeten.

»Ja«, sagte Rinri stolz, »mit diesem Verfahren gelingen die Fäden besonders gut.«

Fäden, die ja, wie jeder weiß, das eigentliche Ziel des Schweizer Fondues sind. Ich nahm das Ding in den Mund und kaute: Es hatte absolut keinen Geschmack. Ich begriff, dass die Japaner das Schweizer Fondue wegen seiner spielerischen Seite liebten und eine Variante erfunden hatten, dank der sie die einzig ärgerliche Kleinigkeit bei diesem traditionellen Gericht eliminierten: den Geschmack.

»Phantastisch«, log ich und verbiss mir das Lachen.

Rinri war warm, und ich sah ihn zum ersten Mal ohne seine schwarze Lederjacke. Ich holte eine Flasche Tabasco

und behauptete, dass man in Belgien Schweizer Fondue mit Chili würzt. Ich tauchte einen Brotwürfel in den heißen Schaumstoff, produzierte ein Netz aus tausend Fäden, legte den gelben Würfel auf meinen Teller und übergoss ihn mit Tabasco, nur damit er nach etwas schmeckte. Der Junge beobachtete meine Veranstaltung, und ich schwöre, dass ich in seinen Augen lesen konnte: »Die Belgier sind ein seltsames Volk.« Und das von ihm!

Bald hatte ich genug vom zeitgenössischen Fondue.

»Los, Rinri, erzähl.«

»Aber ... Sie duzen mich ja!«

»Wenn man so ein Fondue miteinander geteilt hat, duzt man sich.«

Der Schaumstoff dehnte sich anscheinend immer weiter aus und erreichte schließlich mein Gehirn, das dieses Wachstum in Form eines Experimentierwahns synthetisierte. Während Rinri seine Hirnwindungen durchforstete, um etwas zu finden, das er erzählen konnte, löschte ich den Rechaud, indem ich ihn auspustete – ein Verfahren, das den Japaner erstaunte –, leerte den Rest Frostschutzmittel in die Mischung, um sie abzukühlen, und tauchte beide Hände in das klebrige Zeug.

Mein Gast stieß einen Schrei aus:

»Warum haben Sie das getan?«

»Um zu sehen, was passiert.«

Ich zog meine Hände heraus und freute mich über den Knäuel von Fäden, der sie nun zusammenhielt. Eine dicke Schicht falschen Käses umhüllte sie.

»Wie werden Sie das abwaschen?«

»Mit Wasser und Seife.«

»Nein, das klebt zu sehr. Das Caquelon ist antihafbeschichtet, Ihre Hände nicht.«

»Das werden wir sehen.«

Doch meine gelblichen Fäustlinge überstanden sowohl den Wasserstrahl aus dem Hahn als auch das Geschirrspülmittel unbeschadet.

»Dann versuche ich jetzt, meine Hände mit einem Küchenmesser zu schälen.«

Vor Rinris schreckgeweiteten Augen schritt ich zur Tat. Und was passieren musste, geschah: Ich schnitt mir in den Handballen, und aus der Plastikhaut trat Blut aus. Ich führte die Wunde zum Mund, um die Örtlichkeiten nicht in die Szenerie eines Verbrechens zu verwandeln.

»Darf ich?«, fragte der Junge.

Er kniete sich hin, nahm eine meiner Hände und begann sie mit seinen Zähnen abzuknabbern. Das war sicher die beste Methode, doch beim Anblick des vor der Dame knienden Ritters, der zart ihr Handgelenk umfasst hielt, um den Schaumstoff abzunagen, platzte ich fast vor Lachen. Keine Aufmerksamkeit hat mich je so überwältigt.

Rinri ließ sich nicht aus der Fassung bringen und knabberte bis zum Schluss. Die Operation dauerte endlos lange, und ich ließ mich ganz vom Bizarren der Situation durchdringen. Als perfektionistischer Künstler säuberte Rinri schließlich meine Finger am Spülbecken mit Reinigungsmittel und Scheuerschwamm.

Als die Bergung beendet war, inspizierte er seine Arbeit sorgfältig und atmete erleichtert auf. Dieser Zwischenfall hatte auf ihn die Wirkung einer Katharsis. Er nahm mich in die Arme und ließ mich nicht wieder los.